



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Romane und Novellen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Neue Romane und Novellen



anz so trostlos sieht es denn doch nicht auf dem deutschen Büchermarkte aus, als man nach den Massenerzeugnissen der „Modernen“ glauben sollte. Freilich machen sie sich jetzt in allen Schaufenstern breit und suchen schon durch ihre illustrierten Umschläge, die den wildesten Geschmacksverirrungen und den frechsten Gemeinheiten der Franzosen nachgeäfft sind, selbst um den Preis schamloser Erniedrigung die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Aber es fehlt noch nicht an Schriftstellern und auch nicht an Verlegern, die solche Reizmittel verschmähen und sich davon fern halten, nur auf die gemeinen Instinkte des vornehmen und niedrigen Pöbels zu spekuliren. Wir machen sogar die Beobachtung, daß ernsthafte Schriftsteller, die sich anfangs von dem verführerischen Freiheitsdrange der „Modernen“ hatten mitreißen lassen, sehr bald dieser Klügel- und Interessenwirtschaft überdrüssig und, ohne das Gute und Wertvolle, das aus dieser Bewegung herausgewachsen ist, preiszugeben, aus Marktschreibern und Charlatanen zu Künstlern geworden sind.

Einer von ihnen ist Wilhelm von Polenz, der nach rascher Überwindung einiger naturalistischer Kinderkrankheiten breit angelegte Bilder aus dem Leben unsrer Zeit entworfen hat, in denen anfangs das tendenziöse Element das künstlerische stark überwucherte. Von dichterischer Ornamentik, die die Lektüre eines sonst peinlichen oder doch verdrießlichen Buches angenehm macht, war bei ihm überhaupt nichts zu spüren. Die Kampflust riß den Verfasser so weit hin, daß er ganz vergaß, daß ein Romanschriftsteller auch ein Künstler sein mußte. In dem „Pfarrer von Breitendorf“ hat er die Freiheit der geistlichen Seelsorge gegen die Tyrannei der Orthodoxie und in dem „Büttnerbauer“ den kleinen Grundbesitzer gegen die allen Kleinbesitz aufsaugende Macht des Großkapitals verteidigt, die in ihren Folgen beinahe ebenso verderblich ist wie die alles verneinende Zerstörungswut der Sozialdemokratie. Nach diesem Roman ist Wilhelm von Polenz von den politischen Tageszeitungen, die, offen oder unter dem Mäntelchen einer Parteibezeichnung versteckt, für die Interessen der Agrarier eintreten, als Vorkämpfer ihrer wirtschaftlichen Politik gefeiert worden. Über dieser Bevormundung ist aber seine

dichterische Kraft erwacht. Er will sich in keine Parteifesseln schlagen lassen, und das hat er denen, die ihn dazu pressen wollten, sehr deutlich in seinem neuesten Roman *Der Grabenhäger* (zwei Bände, Berlin, F. Fontane u. Comp.) zu verstehen gegeben. Er hat darin eigentlich alles zusammengefaßt, was ihn in seinen frühern Arbeiten vereinzelt beschäftigt hatte. Hier sollte es zu möglichst kräftigem, vielseitigem Ausdruck kommen. Inzwischen hatte er aber auch mehr Einzelstudien gemacht, und darnach hat er einzelne Figuren mehr vertiefen können, als es ihm früher gelungen war. Auch ist er künstlerisch gewachsen, soweit die Komposition in Betracht kommt, wenn man noch bei einem Roman, bei einem Erzeugnis der Litteratur überhaupt, diesem veralteten Begriff ein gewisses Recht einräumen will. Er hat gelernt, daß es sich in dieser Welt nur leben läßt, wenn man sich zu Zugeständnissen versteht und im Falle der höchsten Not sogar einen faulen Frieden schließt, nur um das Nächste und Teuerste zu retten. Der Verfasser führt uns so viel Temperamentsmenschen und Charaktergestalten vor, daß man wohl glauben kann, ein solcher Friede könne auch einmal zu ersprießlichem Zusammenwirken führen. In dieser Vielseitigkeit liegt aber auch der Bruch der ganzen Verbindung von Gestalten und Ideen. Wenn auch ein großer Grundbesitzer, der Grabenhäger, durch das milde, stille Walten seiner Frau von dem verderblichen Einfluß seiner Standesgenossen befreit und aus dem Standesbewußtsein zu einer freien Menschlichkeit erhoben wird, so ist das nur ein dichterisches Gebilde, das zwar in allen Einzelheiten mit überraschender Naturwahrheit glaubhaft gemacht wird, das aber, wenn wir es zur Kontrolle der Wirklichkeit gebrauchen wollten, die Prüfung auf typische Geltung durchaus nicht bestehen würde. Trotzdem möchten wir dem Verfasser raten, auf seinem Wege weiter zu gehen. Seine Kunst ist bisweilen noch ungelent, aber seine oft von tiefem Ingrimm erfüllten Worte treffen meist wie Schwertstiche auf dicke Schädel, deren Inhaber davon Belehrung, vielleicht auch Nutzen ziehen können.

Der Wunsch, den adlichen Grundbesitzern mehr die Augen für ihre Umgebung und die Menschen, die unter ihnen und für sie arbeiten, leben und leiden, zu öffnen, durchdringt auch den Roman *Quitt!* von Johannes Richard zur Megede, einem Schriftsteller, der sich erst vor etwa anderthalb Jahren durch eine Novellensammlung unter dem Titel „*Rismet*“ und durch einen Roman aus jener Schicht der Berliner Gesellschaft bekannt gemacht hat, die aus Sportsleuten, Grundstückspekulanten, wegen unlauterer Handlungen verabschiedeten Offizieren und andern gescheiterten Existenzen, Schmarokern und litterarischen Winkelgrößen bunt genug zusammengesetzt ist (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Dieser Roman, „*Unter Zigeunern*“ betitelt, ließ uns zwar in einen Sumpf sittlicher Fäulnis sehen; aber der Kenner dieser Verhältnisse mußte zugeben, daß hier keineswegs die grellen Farben eines *Bola* aufgetragen worden waren. Einen künstlerischen Zug hatte der Roman

jedoch nicht; es war nur eine wenig retouchirte Photographie der Wirklichkeit, und unter den zahlreichen Einzelbildern, die der Verfasser an dem Leser vorüberziehen ließ, war auch nicht eins, das dem Leser den Wunsch rege gemacht hätte: „Dir wäre ich gern begegnet, um dich noch näher kennen zu lernen.“ Sie waren es alle mit einander wert, daß sie elend zu Grunde gingen, mit Ausnahme von ein paar gleichgiltigen Genußmenschen. In dem Romane „Quitt!“, dessen bewegte Handlung sich in einem verhältnismäßig engen Kreise Ostpreußens abspielt, geht es anfangs nicht weniger bunt zu. Allmählich treten aber aus der Menge der Erscheinungen zwei Personen heraus, die sozusagen die Führerrolle übernehmen: ein Freiherr, der nach einem leichtsinnigen Abenteuer in Europa sich ein neues Dasein als Arzt im holländischen Indien gegründet hat, und eine Komtesse, die Tochter eines ehrenwerten Mannes, der mit seinen agrarischen Kollegen in Ostpreußen nicht gern gemeinsame Sache machen will, der den Begriff des Edelmanns überhaupt höher nimmt als seine Standesgenossen, mehr im Sinne des alten Feudaladels, der auch für die Hörigen und Hintersassen sorgt. Der Freiherr und die Komtesse sind zwei Herrschernaturen, die sich zuerst auf Tod und Leben bekämpfen, und es dauert auch sehr lange, bis der anerzogene Stolz und die psychische Unbändigkeit des Mädchens sich unter den Willen des Mannes und damit unter das Joch der reinen selbstlosen Menschenliebe beugen. Es wäre aber zu schön gewesen, wenn sich die tragischen Konflikte, die der Verfasser mit großer litterarischer Gewandtheit vorbereitet und langsam gesteigert hat, in einer ruhigen Harmonie gelöst hätten. Die Heldin geht an einer Krankheit zu Grunde, die sie sich im Dienste der Menschenliebe geholt hat, und der Held verschwindet im Dunkel der Nacht, man erfährt nicht wie oder wo. Das liest sich alles sehr schön, rührend und ergreifend. Aber wenn der erfahrene Leser den ersten Eindruck überwunden hat, fragt er sich: „Wann habe ich doch zuerst etwas von diesem Freiherrn von Loja, von diesem unerfrohenen Ritter des Geistes, dem alles glückt, bis der Krach kommt, und von der widerspenstigen Komtesse Marie, die sich endlich doch dem Demokraten an den Hals wirft, gelesen?“ Und dann werden die Erinnerungen immer lebendiger, und zuletzt tauchen als Großvater und Großmutter der schöne, Weiber und Barrikaden bezwingende Oswald und seine bezwungne Melitta auf, die Spielhagen in seinen „Problematischen Naturen“ und in „Durch Nacht zum Licht“ für die deutsche Litteratur unsterblich gemacht zu haben scheint.

Für die Söhne und Töchter dieser Großväter hat nach Spielhagens Vorgang Sudermann gesorgt, auch ein Ostpreuße wie zur Megele. Er hat in seiner Heimat ebenfalls viele problematische Naturen kennen gelernt, aber er hat sie aus ihrer sonstigen Lieblingsbeschäftigung, verheiratete Frauen, junge Mädchen und Backfische zugleich zu bezaubern, etwas mehr herausgehoben und sie zugleich zu Reformatoren der Landwirtschaft gemacht, die selbst den hoff-

nungslofesteu Agrariern auf die Beine helfen. Der Verfasser des Romans „Quitt!“ steht auf den Schultern von Spielhagen und Sudermann. Wir wollen ihm daraus keinen Vorwurf machen. Er mag im einzelnen Nachahmer sein; aber seine Hauptfiguren hat er an demselben Urquell geschöpft wie seine Vorgänger, mit denen er auch in der glänzenden Schilderungsweise, in der Art, zu denken und zu empfinden, und in der schonungslosen Kritik des Adels verwandt ist. Jener gemeinsame Urquell führt uns in den tiefen Schacht der Heldenjage, unmittelbar auf Siegfried und Brunhild, auf den Keen, der sich die wehrhafte Maid durch seine überlegne Körperstärke unterthänig macht. In unserm Zeitalter werden solche Kämpfe natürlich nur mit den Waffen des Geistes und des Wises ausgefochten, aber das letzte Ergebnis ist schließlich dasselbe. Man kann über die rührende Geduld der deutschen Leser spotten, die sich immer dieselbe Liebesgeschichte aufstischen lassen, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Aber es ist immer leichter zu spotten als zu verstehen. Schon Tacitus ist über die Stellung der germanischen Frauen in seiner Zeit erstaunt gewesen. Im Gegensatz zu den leichtfertigen Römerinnen, deren geistiger und sittlicher Gesichtskreis sich ungefähr mit dem der modernen Pariserinnen deckte, waren sie den Männern, die sie nun einmal errungen hatten, treue Gefährtinnen und Teilnehmerinnen an allen ihren Sorgen und Gefahren. Im Mittelalter hat sich dieses Verhältnis zwischen dem germanischen Manne und dem germanischen Weibe noch veredelt und verklärt, und es ist so tief in das sittliche Bewußtsein unsers Volkes eingedrungen, daß eine Dichtung, die im deutschen Volke Wurzeln fassen will, den Kampf zwischen Mann und Weib bis zur völligen Abmessung ihrer Kräfte in den Vordergrund stellen muß. Es ist darum bezeichnend für den grundsätzlichen Unterschied zwischen der französischen und der deutschen, vielleicht sogar zwischen der romanischen und der germanischen Litteratur, daß in ersterer die Ehestands-, in letzterer die Liebesromane überwiegen.

Der deutsche Leser und die deutsche Leserin, d. h. die echt deutschen, wie wir sie uns vorstellen, die, die noch nicht durch die Lektüre der gallischen Litteratur für Phryne und Genossinnen verdorben sind, sie haben immer einen Hang zum Unerwarteten, zum Romantischen. Eine Liebesgeschichte ohne heftigen, möglichst lang ausgesponnenen Kampf hat für sie nur ein mäßiges Interesse. Sie wollen ebenso gut dramatische Erregungen haben wie die Franzosen; aber sie ziehen es vor, wenn aus den heftigsten Konflikten am Ende doch eine sanfte Harmonie aufsteigt. Richard zur Megebe ist — aber nur in diesem einen Punkte — zu sehr Schüler seiner Meister, um von der Mode des Tages abzuweichen, die gerade einmal tragische Erregungen, bittere Schmerzgeföhle statt süßen Wohlbehagens braucht, nachdem Sudermann die Parole dazu ausgegeben und in verschiedenen Maskeraden vom Grafen Trast bis zu Johannes dem Täufer wiederholt hat.

An ein psychologisches Problem der alten Heldensage erinnert auch der Roman Antje Bergholm von Hanns von Zobeltitz (Dresden, Karl Reißner). Hier ist es der Siegfried, der zwischen zwei Mädchen steht und lange Zeit braucht, ehe er seiner Sache sicher wird. Siegfried ist eigentlich dabei zu viel gesagt. Es ist vielmehr ein Stück vom deutschen Michel, der in Gestalt eines bayrischen Tiefbautechnikers nach der deutschen Nordmark berufen wird, um seine Wissenschaft, mehr aber noch seine Rechtllichkeit an den Arbeiten am Nordostseekanal zu erproben. Sehr bald gerät er in einen Konflikt zwischen seiner Amtspflicht und seinem Herzen. Einer der Unternehmer, die für die Ausführung und rechtzeitige Beendigung der Erdarbeiten zu sorgen haben, einer von den rücksichtslosen Spekulanten aus der Schule Strousbergs, von dem er aber nur seine schlechten Seiten, nicht aber auch die Weltgewandtheit und den äußern Schliff angenommen hat, erregt zuerst die Kampflust des Bajuwaren. Im Gegensatz zu vielen seiner süddeutschen Brüder, denen Gemütlichkeit und lässige Nachsicht beim behaglichen Genuß des Daseins unentbehrlich sind, zeigt er norddeutsche, fast preußische Schneidigkeit. In seinem menschlichen Dasein, in den Gefühlen, die außeramtlich sein Herz bewegen, ist er aber ein schwankendes, jedem Windhauche gefügiges Rohr. Bald führt ihn eine Aufwallung edler Ritterlichkeit und innigen Mitgeföhls zu Antje Bergholm, der schuldlosen, unverdorbenen Tochter des durchtriebenen Bauunternehmers, bald treiben ihn ästhetische Neigungen und selbstfüchtige Regungen zu der ehrgeizigen Tochter eines Oberstleutnants, der in dem kleinen Kanalnest mit der großen Zukunft die Stelle eines Barackeninspektors bekleidet. Der Kampf zwischen der naiven Bescheidenheit der jungen, kaum erblühten Mädchenknospe und dem Selbstbewußtsein einer gereiften Weltkame wogt lange unentschieden hin und her, bis sich endlich der Held aus seinem Traumleben wieder in die Wirklichkeit zurückfindet und das Weilchen pflückt, dessen stillen Zauber ihm die berauschende Pracht der Rose geraume Zeit entrückt hat.

In dem Roman geht natürlich alles nicht so poetisch zu, wie unser Gleichnis angedeutet hat. Es treten sogar die gemeinen Interessen des Tages viel stärker in den Vordergrund, als es sich mit einer gewöhnlichen Liebesgeschichte zu vertragen scheint. Aber gerade in der Schilderung der Umgebung, in der der Kampf der beiden Frauen um ihren Helden ausgefochten wird, hat der Verfasser sein Bestes gegeben. Es ist keine einfache Schilderung der Natur des nördlichen Holsteins, sondern die des Ringens der Menschen mit der Natur. Es ist die Zeit, wo das Bett für den Kanal gegraben wurde, der die Ostsee mit der Nordsee verbinden sollte, die Zeit, wo das Brausen und Zischen der Maschinen, das rastlose Auf und Nieder der Dampfbagger, das Krachen der Dampftrammen die Totenstille der Moorgegenden unterbrach, und wo von der Welt abgechiedne Flecken und Ansiedlungen plötzlich zu Mittelpunkten lebhaften Verkehrs und regen Handels wurden. Die Einzelschilderungen dieses

gewaltigen Treibens von Baubeamten, Ingenieuren, Unternehmern, Aufsehern und Arbeiterkolonnen erinnern an die Meisterschaft, mit der Zola solche Massen zu beherrschen, zu gliedern, zu individualisieren und dann wieder zu überwältigender, fast sinnverwirrender Massenwirkung zusammenzubringen weiß. Der deutsche Schriftsteller versteht aber die seltne Kunst, zu rechter Zeit seine gestaltende Phantasie zu zügeln und wieder zu den Personen zurückzukehren, für die er das Interesse seiner Leser vornehmlich gewonnen hat. Zuletzt steigert er aber noch einmal seine Kraft zu einem Fortissimo bei der Schilderung der Katastrophe, bei der der gewissenlose Unternehmer Bergholm, Antjes Vater, bei einer That edler Menschenliebe selbst das Opfer seiner Entschlossenheit wird und mit seinem Untergang sein irdisches Verschulden büßt.

Nicht minder gründlich als H. von Zobeltig seine Nordmark, kennt Schulte vom Brühl das Thüringer Land, in dem er mehrere Jahre seines Lebens (als Journalist in Weimar) zugebracht hat. Er ist ein vielseitiger Schriftsteller. Er hat anfangs über bildende Kunst geschrieben, dann hat er sich als Lyriker hervorgethan, und vor etwa drei Jahren ist er auch mit einem Roman „Der Marschallsstab“ in die Öffentlichkeit getreten, einem figurenreichen Lebensbilde aus den bergischen Industriebezirken, worin er mit festem Griff, aber mit gründlicher Kenntnis der Arbeiterverhältnisse die soziale Frage angeschnitten hat. Aber nicht etwa mit der Miene des Reformators oder gar mit dem drohenden Stirnrnzeln des Agitators! Mit Gelassenheit erzählt er nur, was er gesehen hat, und gruppirt seine Beobachtungen um einige Personen, deren Geschicke sich absonderlich genug gestalten, um zu einer Romanfabel auszuhalten. Eine Tendenz ist nicht zu erkennen, höchstens darin, daß der Verfasser von dem Unterschied der Stände ziemlich gering denkt. Das thun aber alle modernen Schriftsteller, die adlichen wie die bürgerlichen, und mit ihm alle modernen Menschen, die nicht sogleich mit der Sakaienjacke zur Welt gekommen sind. Von derselben Gesinnung ist auch der zweite, jüngst erschienene Roman des Verfassers: Gleich und ungleich (Stuttgart, Bong u. Comp.) durchdrungen. Das deutet schon zum Teil der Titel an. Ungleich bezieht sich nämlich auf die Ungleichheit der Geburt und gleich auf die Gleichheit der Welt- und Lebensanschauung, die zwischen den beiden Personen besteht und allmählich heranwächst, die wir auf dem langen Wege von den Kinderjahren bis zu voller Selbständigkeit und Reife von Mann und Weib begleiten. Als Seitenstück zu seinem Roman von Fabrikherrn und Fabrikarbeitern giebt Schulte vom Brühl hier einen Künstlerroman, der aber auch erst langsam den Lehrling einer Holzschnitzer- und Modellierschule in einem thüringischen Gebirgsdorfe zu einem Bildhauer heranreifen läßt, der es wagen darf, sich Künstler zu nennen und mit frohem Bewußtsein seiner Kraft mit den Meistern seiner Kunst zu wetteifern. Daß die Kunst adelt, weiß jeder längst, der seine Zeit an die Abwägung von Standesunterschieden verschwendet hat, und so wird

der Unterschied zwischen dem unehelichen Sohn einer thüringischen Bäuerin und der verarmten Tochter eines Grafen, die sich zur Sicherung ihres Lebensunterhalts selbst mit Energie des Kunsthandwerks befleißigt hat, leicht ausgeglichen, ohne daß einer dem andern seine Familiengeheimnisse abfragt.

Auch hier liegt die Stärke der künstlerischen Darstellung nicht in der etwas breit ausgesponnenen Schilderung der mannigfachen Schwankungen in den äußern Schicksalen und den innern Wandlungen des Liebespaares, sondern in der liebevollen und doch nicht aufdringlichen Kleinmalerei, die uns die einsamen, während des Winters tief im Schnee vergrabnen Dörfer des Thüringer Waldes, ihre genügsamen Menschen, ihre harte Arbeit, ihre Mühsale, unter denen der angeborne Kunsttrieb noch immer nicht erstarrt ist, und dann wieder das reichere, aber im Grunde doch enge und engherzige Kunst- und Gesellschaftsleben in der größten thüringischen Residenz vorführen. Man möchte nicht gern an die Wahrheit dieser Schilderungen glauben — aber von Jahr zu Jahr mehren sich die Anzeichen, die auch den begeistertsten Verehrer der in Elm-Athen bewahrten litterarischen und künstlerischen Herrlichkeiten, soweit es sich um ihr Nachwirken in unsrer Zeit handelt, stutzig machen müssen.

Der im Januar vorigen Jahres in Rom verstorbene Konrad Delmann hat, obwohl er sein Leben nur auf dreiundvierzig Jahre gebracht und während dieser Zeit fast stets mit schwerem Siechtum zu kämpfen gehabt hat, eine selbst in unserm Zeitalter der litterarischen Produktion mit Dampf noch wahrhaft unheimliche Thätigkeit entfaltet. Er hat von 1875 bis 1897 über achtzig Bände Gedichte, Novellen, Skizzen und Romane veröffentlicht, und bei seinem Tode wurde erzählt, daß sich noch in seinem Nachlaß einige unveröffentlichte Manuskripte vorgefunden hätten. Damals haben auch nachsichtige Freunde dieses Übermaß von schriftstellerischem Schaffen aus seinem krankhaften Zustande erklärt. Den Tod vor Augen, hätte er sich gedrängt gefühlt, vor dem Scheiden von dieser Erde noch alles herunterzuschreiben, was er auf dem Herzen hatte, was ihn bewegte, um der durch leibliche oder geistige Knechtschaft leidenden Menschheit aufzuhelfen. Er hat auch wirklich durch seine von wahrhaftem Mitgefühl erfüllten Schilderungen aus dem Leben der Landbevölkerung in Sizilien, in Oberitalien und in Südtirol vielen die Augen über soziale und geistige Schäden geöffnet, und namentlich war es sein Verdienst, durch seinen Roman „Unter den Dolomiten“ nach dem Einschlafen des Kulturkampfes in Deutschland wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die verderbliche Pfaffenwirtschaft in den Ländern gelenkt zu haben, die dem Sommertouristen als ein Abglanz paradiesischer Herrlichkeit, dem denkenden Eingebornen als die Hölle auf Erden erscheinen. Aber die Tendenzdichtung wiegt in dem litterarischen Nachlaß eines Dichters, den man nach seinem Tode streng auf seinen wirklichen Gehalt prüft, ebenso leicht wie die in gewisse Romane eingeflochtne Kritik an bekannten Menschen unsrer Zeit, mit der sich Delmann in einer An-

wandlung übertriebenen Rechtsbewußtseins die letzten Jahre seines Lebens getrübt hat. Wenn man nach dem von seiner Gattin, Hermine von Preuschen, gemalten Bilde urteilen darf, das ihn in seinem Arbeitszimmer darstellt, so muß er bei seinem dichterischen Schaffen allerlei sinnliche Anregungen von außen gebraucht haben: ein mit orientalischer Pracht ausgestattetes Zimmer, ein phantastisches Ruhebett, auf dem er seinen Träumen nachhängen konnte, Dekorationen, wie man sie häufiger bei Schauspielerinnen als bei ernstern Schriftstellern findet. Aus dieser Umgebung kann man sich die bisweilen wie von Fieberwahn diktierten Romane seiner letzten Zeit erklären; aber in diesem Zustand der Ekstase verließ ihn auch die Erinnerung an das Leben, das er auf seinen häufigen Reisen durch Italien, die Schweiz, Süd- und Norddeutschland kennen gelernt hatte. Unter diesem Verhängnis seines Lebens haben besonders seine letzten Romane gelitten, deren Handlung in Norddeutschland spielt. So auch sein letzt erschienener Roman Gottbegnadet (Dresden, Karl Reißner), der eigentlich nur in dem hastigen, aufgeregten, hie und da auch glänzenden Stil die Hand Telmanns verrät. Die Erfindung und die Charakteristik der Personen geht aber nirgends über die Routine eines Erzählers hinaus, der, ohne einen höhern künstlerischen Zweck vor Augen zu haben, nur zur Unterhaltung seiner Leser schreibt. Die Geschichte von der Liebchaft, der Ehe, der Trennung und der schließlich Wiederversöhnung eines verwöhnten Muttersohnes, der als Gesangsvirtuose im Winter in Berlin, im Sommer in den Bädern sein Irlicht leuchten läßt, und einer soliden Kaufmannstochter aus Stettin ist nicht einmal spannend im Sinne sensationslüsterner Leser. Aber sie liest sich leicht und nett, und mit diesem Erfolg begnügen sich viele Schriftsteller. Telmann war ehrgeiziger. Es muß ihm aber doch an Selbstkritik gefehlt haben, sonst würde er, der in seinen italienischen, besonders in seinen sizilianischen Novellen dicht an Paul Heyse herangerückt ist, nicht Romane zu alltäglicher Unterhaltung geschrieben haben.

Dafür sorgt ein ganzes Heer von Schriftstellern und Schriftstellerinnen in Berlin, die sich, nachdem einmal das Stichwort vom „Berliner Roman“ gefallen war — wohl zuerst von dem schnell vergessenen Paul Lindau —, mit großer Fingerfertigkeit auf diese neue Romangattung gestürzt haben. Dabei handelte es sich natürlich nur um eine Veränderung des Stoffgebiets, nicht um eine Umwälzung der litterarischen Gattung, die sich die Wortführer und Bahnbrecher für den „Berliner Roman“ von ihrer großartigen Entdeckung versprochen hatten. Zuerst kamen die mehr oder weniger witzigen Fabrikanten und Spekulanten wie Paul Lindau, Hugo Lubliner und Fritz Mauthner, die alle zusammen keinen Funken dichterischer Gestaltungskraft haben, dann die Naturalisten, die in dem Kote der vorstädtischen Gassen und Proletarierwohnungen herumwühlten, und zuletzt die federgewandten Damen, die wirklich in Berlin W. und in Berlin O. Bescheid wußten oder doch wenigstens so

thaten. Stoffe genug haben alle gehabt. In der That ist Berlin — diesen Vorzug werden ihm selbst seine erbittertsten Feinde lassen müssen — der bevorzugte Sammelplatz aller Leute geworden, die für Romanschriftsteller die brauchbarsten und dankbarsten Modelle abgeben. Man kann sie zunächst in zwei große Gruppen teilen: in solche, die ihr Glück, d. h. ihren auswärts begründeten Wohlstand mit vollen Zügen oder in ruhiger Behaglichkeit genießen wollen, und in solche, die in Berlin ihr Glück machen wollen, weil andre Orte Deutschlands für ihren Thatendurst zu klein geworden sind, oder nachdem sie anderswo Schiffbruch erlitten haben. Dazwischen giebt es natürlich noch einige Mittelgruppen, wie z. B. abgewirtschaftete Gutsbesitzer, pensionirte Offiziere und Beamte, die verbitterten Gemüths im Strudel der Millionenstadt untertauchen oder mit ihrer spärlichen Habe, die sie aus dem Zusammenbruch gerettet haben, in einem stillen Winkel ein bescheidenes Leben führen wollen.

In der Schilderung solcher Menschen, die entweder ganz untergehen oder durch eigne Kraft oder mit Hilfe mutiger, anders denkender Söhne und Töchter aus der Brandung wieder emportauchen, entfaltet Frau Uda von Gersdorff seit Jahren eine bemerkenswerte Virtuosität. Sie ist, wie es das moderne Nomadenleben so mit sich bringt, theils in Ostpreußen, theils in Berlin zu Hause, und zwar dort wie hier gleich gut. Sie kennt die „Zigeuner der Großstadt“ ebenso genau wie die großen und doch auf mehr oder wenigen schwachen Füßen stehenden Grundherren der Ostmark. Diese gründliche Kenntnis zweier Welten hat sie zu einer Lebensanschauung gebracht, die man eher demokratisch als aristokratisch nennen könnte. Für sie hat die Aristokratie nur dann ihren vollen Wert, wenn sich die vornehme Geburt mit Adel des Herzens und Vornehmheit der Gesinnung verbindet, und der schlicht bürgerliche Mann ist, wenn er die gleichen Eigenschaften des Geistes und Herzens hat und sie bewährt, nach ihrer Meinung einem Grafen und Fürsten durchaus ebenbürtig. Diese Anschauung hat sie mit großer Entschlossenheit in dem dreibändigen Romane *Hochgeboren!* (Berlin, Otto Sanke) vertreten, der zwar nicht zu ihren künstlerisch vollendetsten, aber jedenfalls zu denen gehört, die den Gefühlen der namenlosen Menge am meisten schmeicheln und darum sehr gern gelesen werden. Wie die Standesgenossen der Verfasserin darüber denken, wissen wir nicht. Aber gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß man in diesen Kreisen bereits gelernt hat, wenn man dort überhaupt noch etwas liest, solche Tendenzromane, die alle Standesunterschiede beseitigen wollen, mit Gleichgiltigkeit, blasphemem Achselzucken, vielleicht sogar mit einem gewissen Wohlwollen aufzunehmen. Man wird darum schwerlich daran Anstoß nehmen, daß in dem Roman *Hochgeboren* eine Gräfin, deren Mutter ihr eine „geschlossene“ Krone, d. h. eine Fürstenkrone zugebracht hat, wegen wirtschaftlicher Unglücksfälle dem bürgerlichen Inspektor ihres Vaters, einem mit allen guten Gaben ausge-

statteten Prachtmenschen, mit herzlicher Freude die Hand reicht. Wieder einmal hat männliches Heldentum ohne Ansehen der Geburt den Sieg über eine Welt von Vorurteil gewonnen.

Trotz des etwas phantastischen und, wenn wir uns die Sache recht überlegen, zur Zeit noch wenig glaubwürdigen Grundzugs der Handlung hat die Verfasserin doch in den Einzelschilderungen eine Menge feiner Beobachtungen offenbart, namentlich in der Schilderung einer Gärtnerfamilie in Berlin O., die jedem Kenner der Verhältnisse die eignen Erinnerungen auffrischen wird. Es liegt vielleicht in der weiblichen Natur begründet, daß die Anschauung, die Fähigkeit, schnell erfaßte Eindrücke mit allen für die meisten Beobachter unsichtbaren oder gleichgiltigen Kleinigkeiten zu schildern, und die Kunst, sie an rechter Stelle zu verwerten, noch in einem Mißverhältnis zu der Kraft steht, große Handlungen zu erfinden, denen sich die Ornamentik der Detailmalerei als etwas Beiläufiges und doch Unentbehrliches angliedert. An diesem Mangel leidet auch der Roman *Sankt Georg von G. von Stokmans* (Berlin, Otto Sanke). Die Verfasserin, eine Schlesierin, führt uns in eine der größern Städte ihres Heimatlandes, in eine, deren mittelalterlicher Charakter sich noch stolz und ehrfurchtgebietend neben moderner Lebensweise und neben modernen Landhäusern behauptet hat. Den Titel des Romans hat das Wahrzeichen einer alten Apotheke gegeben, auf der sich Wohlstand, Reichtum und Ehrbarkeit einer ganzen Familie aufgebaut haben, denen plötzlich von allen Seiten Erschütterung droht. In die alte, verschnörkelte Welt, die nicht bloß durch die geheiligten Überlieferungen eines Patriziergeschlechts, sondern auch durch strenge religiöse Überzeugungen und moralische Anschauungen wie durch Eisengitter abgeschlossen ist, dringt jugendlicher Frohsinn und jugendlicher Übermut. Ausgelassene Künstler und Weltkinder rufen Irrungen und Verwirrungen hervor, die beinahe den Seelenfrieden ehrenfester Menschen zu stören drohen. Aber die kluge Verfasserin weiß den schnell heraufbeschwornen Spuk auch ebenso schnell wieder zu bannen, und wenn auch hie und da noch eine Wunde eine Zeit lang nachblutet, so ist doch soviel Seelenstärke vorhanden, daß der Leser um endliche Heilung nicht zu bangen braucht. Er wird vielleicht auch nicht lange mehr an die Menschen zurückdenken, deren seelische Kämpfe für ein paar Stunden seine Aufmerksamkeit gefesselt haben, länger vielleicht an die kleine Welt von engen, winkligen Gassen, hochgiebligen Häusern und halbdunkeln Gotteshäusern, in der diese Kämpfe ausgerungen worden sind.

Immerhin halten sich in dieser Erzählung die phantastische Erfindung in der wunderbaren Führung von Menschenchicksalen und die Beobachtung wirklichen Lebens noch so die Wage, daß eine erträgliche Unterhaltung für anspruchslöse Leser daraus geworden ist. In voller Zügellosigkeit hat dagegen Frau Ursula Zoega von Manteuffel ihre Phantasie in dem dreibändigen Roman: *Am langen See* (Berlin, Otto Sanke) herumgaloppiren lassen. Es

mögen wohl vierzehn oder fünfzehn Jahre dahingegangen sein, als wir dem Namen der Verfasserin im Feuilleton einer Berliner Tageszeitung zuerst begegneten und in ihr ein frisches, lebendiges Talent entdeckten, von dem trotz jugendlicher Unreife und drolliger Unkenntnis der Gesetze künstlerischen Schaffens gutes zu hoffen war. Ihrem ersten Roman: *Mark Albrecht* sind dann auch noch einige andre gefolgt, die einen Fortschritt in der Vertiefung ihrer Menschenkenntnis wie auch in ihrer künstlerischen Reife erkennen ließen. Dann hat man lange nichts von ihr gesehen, wenigstens nichts, was sich aus der Masse des Lesefutters der Beachtung ernsthafter Leser aufgedrängt hätte. Um so peinlicher ist die Überraschung, die uns das erste Lebenszeichen bereitet, das wir jetzt von ihr erhalten haben. Es scheint, daß sie ihre schöpferische Phantasie nur noch mit Lebens- und Reiseerinnerungen befruchtet, die schon halb verblaßt sind, und die sie nur noch durch Zeitungslektüre auffrischt. Davon hat auch ihr Stil, der sonst von Leben und Bewegung strökte, seine graue Färbung angenommen. Es ist ein „papierner“ Stil, und aus Papier und Karton sind auch ihre Gestalten geschnitten, mit Ausnahme der Bewohner des Inselhofs, der allein noch mit seinen Insassen die Spuren der Zeichnung nach dem Leben an sich trägt. Was sonst an Figuren und Szenarien an uns vorüberhuscht, das sind wesenslose Schatten oder Typen, deren Bekanntschaft wir in hunderten von Romanen gemacht haben. Paris, die Riviera, Neapel, eine deutsche Hauptstadt ohne nähere Charakteristik — es kann ebensogut Stuttgart wie Berlin sein —, eine geographisch ebensowenig bestimmbare Gegend an einem „langen See“ und ein vernachlässigtes Gut in Ostpreußen — das sind die Schauplätze, und reiche Emporkömmlinge mit ihren Familien und ihrem schmarozenden Anhang, Fürsten des Geldes und Fürsten von Geburt, die letztern Sprößlinge eines verarmten Adelsgeschlechts, eine polnische Gräfin, die sich von russischen Geheimpolizisten wegen revolutionärer Umtriebe aus völlig unbegreiflichen Gründen zum Selbstmord gedrängt glaubt, ein junger Afrikaforscher, der sich ihrer Tochter annimmt und sie sich nach vielen Jahren auf dem einsamen Inselhofs unter der Obhut seines Oheims zum Weibe erzieht — das sind die Hauptfiguren, die die Verfasserin auf jenen Schauplätzen durcheinander wirbelt. Wir zweifeln nicht, daß stoffhungrige Leser an dieser abenteuerlichen Geschichte, die nach vielen bedrohlichen Zwischenfällen doch noch so lieblich endet, ihre herzlichste Freude haben werden. Das ernsthaftere künstlerische Schaffen liegt aber von dieser Art von Geschichtenerzählerei völlig abseits.

Eine Enttäuschung, wenn auch keine so große wie *Frau von Manteuffel*, hat uns auch *Karl Manno* mit dem dreibändigen Roman: *Jugendgenossen* (Berlin, Otto Janke) bereitet. Wenn wirs nicht schon längst aus Kürschners *Litteraturkalender* gewußt hätten, so würden wir jetzt aus dem Titel ersehen, daß *Karl Manno* nur ein Deckname für den bekannten Kunst-

historiker und Ästhetiker Karl Lemcke in Stuttgart ist. Ohne diesen doppelten Verrat wären wir niemals auf den Gedanken gekommen, daß der Verfasser der „Populären Ästhetik,“ der die Welt abstrakter Ideen mit der nüchternen Wirklichkeit so eng verknüpft hat, wie keiner seiner Vorgänger, in der praktischen Ausübung seiner Lehren zu einem Phantasten werden könnte, der über seinen Träumereien, seinen Rückblicken in die Vergangenheit, seinen empfindsamen Regungen für versunkene Kuriositäten in Menschengestalt die künstlerische Gestaltung eines dichterischen Werkes ganz aus den Augen verliert. In dieser Erzählung von Menschenschicksalen, die mit der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848 beginnt und die dabei beteiligten Personen etwa bis zum Jahre 1870 begleitet, hat der Verfasser eine Zickzacklinie gewählt. Von Holländisch-Indien geht diese Linie über einige Hafenstädte und über Hamburg wieder nach Schleswig-Holstein zurück. Aber länger als die Haltestationen, die der Held der Erzählung macht, sind die des Erzählers. Es ist nicht zu beschreiben, wie er in eifriger Geschäftigkeit immer wieder den Strom der Schilderung unterbricht, um eine neue Geschichte in eine alte einzuschachteln und mit behäbiger Lust an der Kleinmalerei die Aufmerksamkeit des Lesers durch immer neue Figuren zu fesseln, aber zuletzt auch zu verwirren. Es ist nicht einmal etwas neues. Lemcke ist ein Schüler von Wilhelm Raabe, von dem er aber nur das äußere Machwerk, das Einschachtelungssystem gelernt hat. Bis zu dem tiefen Schacht, aus dem Raabe seinen pessimistischen, mitunter sogar bitterbösen Humor herausholt, ist Lemcke aber nicht gedrungen, und da es ihm durchaus trotz seines Erfindungstalents nicht gelingt, etwas selbstständiges zu schaffen, so sollte er, wenn der dichterische Trieb stärker geworden ist als sein wissenschaftlicher, die Muster der Literaturgeschichte beiseite lassen und eine eigne schriftstellerische Physiognomie zeigen, aus der wir erst ersehen können, ob er etwas persönliches zu sagen hat oder nicht.

Mit Telmann verwandt ist Ernst Eckstein, nicht nur in gewissen Richtungen seines litterarischen Schaffens, sondern auch in der Unklarheit über den Umfang seiner Fähigkeiten. Eckstein hat italienische Novellen und Romane aus dem modernen Leben geschrieben, die sich mit den besten Telmanns messen können. Er hat sich auch, wie Telmann, in das Leben der norddeutschen Großstädte gestürzt und sich noch mutiger als jener an die Lösung der sozialen Frage herangemacht. Aber in seinem litterarischen Schuldbuch giebt es auch zwei dunkle Flecke, von denen Telmanns Lebensgeschichte frei geblieben ist: das sind die Schulhumoresken und die historischen Romane aus den Zeiten des sinkenden Römertums. Es ist bezeichnend für den Geschmack des urteilslosen Lesepublikums, daß gerade diese beiden Spezialitäten Ecksteinscher Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit ihm die größten materiellen Erfolge eingebracht haben. Vielleicht ist er selbst mit den Jahren aber weise genug geworden, den glitzernden Schein der Mache von dem Wesen dichterischer Kunst unterscheiden

zu können. Denn in seiner letzten Veröffentlichung, einer Novellensammlung, der er nach der umfang- und gehaltreichsten den Titel *Adotja* gegeben hat (Berlin, G. Grote), ist er von der Gymnasialhumoreske bereits zu humoristischen Erzählungen aus dem Leben von Universitätsprofessoren und Dozenten gediehen, ohne damit freilich mehr zur Hebung dieses Standes in der öffentlichen Meinung beizutragen. Mit dem wirklichen Leben haben diese Schilderungen, die an und für sich sehr unterhaltend sind, nichts zu thun. Aber um so mehr die erste, die der Sammlung den Namen gegeben hat. Hier wird Eckstein zum Sittenprediger; er, der vor Jahren den Übermut der Schuljugend zu noch kühnern Thaten angestachelt hat, zeigt die letzten Folgen der Emanzipation, die Tragödie der freien Liebe, die ein edel geartetes Weib in den Armen eines schwachen Mannes zu leiden hat. Die Lehre ist sehr eindringlich und wird wohl viele Leser überzeugen, wie wir wünschen, am meisten die weiblichen. Die freie Liebe ist und bleibt immer eine größere Fessel für das Weib als für den Mann, und die Frauen können nichts unsinnigeres thun, als wenn sie die Probe auf ihre Theorien an Massenbeispielen machen wollten!



## Italienische Kunst in deutscher Bearbeitung



ir pflegen Italien das Land der Kunst zu nennen. Aber zu dem Lande fehlt leider das Volk, womit nicht gerade das Volk der Künstler gemeint ist, das ja auch in andern Ländern den Vergleich mit der Vergangenheit nicht aushält, sondern die Menschen, die die Kunst ihrer Vorfahren schätzen, verstehen und verwerten.

Zwar sieht in Italien auch der Mann aus dem Volk in der Regel mit einem gewissen Stolze auf die Kunstwerke seines Orts, und die Gebildeten wissen auch in ihrer schönen, phrasenreichen Sprache von ihrer glänzenden Kunst und ihrer prächtigen alten Kultur zu reden und zu schreiben, aber höher schätzen sie doch die Eintrittsgelder, die die fremden Reisenden zurücklassen, und den vielfältigen Gewinn, den sonst der Fremdenverkehr mit sich bringt, und der sich auf viele Millionen beläuft. Davon hat der praktische Italiener etwas. Die Kunst überläßt er herzlich gern den Fremden, den Deutschen, Engländern und Franzosen, zu denen neuerdings noch die Amerikaner gekommen sind. Die mögen sie studiren und zu Büchern verarbeiten. So ist es in Italien mit der antiken Archäologie gegangen, und so geht es mit dem Studium der italienischen Kunst.